

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832 1837

19 (30.4.1837)



EINE OSTINDIERIN IM BRAUTSCHMUCK.





Die ostindische Braut.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XIX.

Die Hindus gehören bekanntlich dem caucasischen Menschenstamme an. Es darf uns daher nicht wundern, daß unsere Abbildung uns diesmal die Züge eines Bräutchens darstellt, die jeder auch noch so verwöhnte Europäer schön und reizend nennen muß, und es wohl als kein großes Unglück betrachten würde, wenn er es sein eigen nennen dürfte. Die bräunliche Hautfarbe dürfte freilich manchem jungen Herrn, dessen Auge durch die Lilien und Rosen unserer Schönen verwöhnt ist ein Gegenstand des Bedenkens seyn; allein die Engländer versichern, daß bei den übrigen Eigenschaften, die eine indische Schönheit charakterisiren, das europäische Auge gar bald mit diesem Uebelstand befreundet wird, selbst dann, wenn die ostindische Schöne dem olivenbraun ihres Gesichtes durch ein paar gemalte Augenringe eine Folie gegeben habe.

Wir könnten nun um der Sache auf den Grund zu kommen, dabei à la Winkelmann künstlerisch zu Werke gehen und zuerst die Proportionen der Gestalt, die Größe des Kopfes im Verhältniß zur Länge des Körpers, die Größe der Nase, des Auges, des Mundes und Kinns u. zum Haupte, ferner die Linie, die das Gesicht von der Stirne zum Kinne bildet und dessen regelmäßiges Oval nach Zollen ausmessen, aber dieß alles würde doch das Urtheil über die wahre Schönheit dieser Gestalt noch immer zweifelhaft lassen, und es würde unmöglich sein, die zarten Wellenlinien dieser schlanken jugendlich blühenden Gestalt, das Feuer ihres sanften Auges und das zierliche Ebenmaaß ihrer kleinen Händchen, deren Schönheit selbst eine Venus

Urania beneiden möchte, gebührend zu schildern. Wir müßten außerdem einem Walter Scott, einem Cooper oder van der Velde überlassen, den Glanz des prachtvollen glatt anliegenden Haares, dessen dunkle Ebenholzschwärze durch zwei Reihen zierlich geflochtener Perlenstränge, die sich wie das Diadem einer Königin um das liebe Haupt hingziehen, noch erhöht wird, ferner den Eindruck des wallenden Schleiers, der die majestätische Gestalt, wie ein Luftgewölke umschwebt, mit den glühenden Farben ihrer dichterischen Begeisterung auszumalen; so viel glauben wir behaupten zu dürfen daß jeder Hindujüngling, und wäre er auch der Sohn eines Nabobs, oder ein hochadeliger Bögling der Braminenkaste, unser Bräutchen schön finden müßte.

Wir wollen darum die Diskussionen über diesen schwierigen Geschmacksgegenstand hiermit beschließen und unsern Freunden lieber einige Scenen aus dem Leben dieses reizenden Mädchens mittheilen, die wir aus einer beliebten englischen Zeitschrift entlehnen und für deren Wahrheit wir den Verfasser des Originals bürgen lassen.

Die Rajpootin-Braut war die Tochter eines indischen Nabobs in Luknow, und bei ihrem Volke eben so sehr wegen ihrer Schönheit als wegen ihrer Seelenstärke und ihres männlichen Verstandes berühmt. Obwohl sie den strengen Gebräuchen und der eifersüchtigen Bewachung, wessen sich die Töchter von Rajpootfürsten fügen müssen, unterworfen war, so hatte sie es doch verstanden, sich zum Theil von diesen, ihrem ungeduldigen und entschlossenen Gemüthe so lästigen Fesseln zu befreien und sich sogar in dem Rathe ihres Vaters eine mächtige Stimme erworben, so daß sie von ihm selbst bei jeder wichtigen Angelegenheit gefragt wurde. Sie war von hochfliegendem und klühnem Geiste, daß ihr Vater, dem von dem Himmel ein

Sohn versagt war, diese allen Rajpootfürsten so schmerzliche Entbehrung, kaum fühlte, da er eine Tochter besaß, welche über Alle ihres Geschlechtes durch eine solche Energie hervorragte. Wie sich denken läßt war die Hand und das Herz der schönen Fürstentochter ein Gegenstand des Wunsches und der Sehnsucht manches kühnen Freiers; aber die stolze Jungfrau war jeder Verbindung abgeneigt und zog es vor mit ihrem kriegerischen Vater in den schattigen Bambuswäldern von Luknow als rüstige Jägerin umherzustrreifen und ihre überwiegende Kraft und Gewandtheit an den Ungeheuern der Wüste zu versuchen. Eines Tages geschah es, daß die schöne Rajpootin in Gesellschaft ihres Vaters jagte, als ein Tiger in einem Dickicht aufgescheucht, auf ihr Ross sprang und ihr Leben auf das gefährlichste bedrohte. Anstatt nun die ihrem Geschlechte gewöhnliche Furcht zu äußern, hob sie muthig ihr Haupt empor und bestete ihre glühenden zornentflammten Blicke auf das Ungeheuer, griff es entschlossen an und stieß ihm einen Dolch, den sie in ihrem Gürtel führte bis an das Heft in den Leib. Das gereizte Thier, dessen Wuth sich durch diesen unerwarteten Angriff und die Wunde, die sie ihm beigebracht, nun um das zehnfache steigerte, ließ das Pferd los und stürzte sich auf die Reiterin. Ihr Tod schien gewiß; aber ihre Geistesgegenwart verließ sie nicht, sondern die Gefahr schien im Gegentheil ihren Muth zu erhöhen. Unmöglich konnte sie indeß allein gegen einen so mächtigen Angriff mit glücklichem Erfolg sich vertheidigen, und ihr Vater war unglücklicherweise zu weit von ihr entfernt um ihr beizustehen. In dem gefährlichen Momente, als ihr wilder Gegner schon mit weit aufgesperretem schäumendem Rachen im Begriffe war, sich ihres Hauptes zu bemächtigen, stürzte ein junger Jäger auf einem behenden Rosse, wie auf Sturmesflügeln getragen auf das Unthier los, und mit einem einzigen Hiebe seines Säbels trennte er den Kopf des Tigers von seinem Körper. Das Ungeheuer sank bluttriefend zur Erde, ohne die muthige Jägerin nur verwundet zu haben. Aber noch in den Augenblicken der Agonie, so kurz sie auch waren, schlug das überwundene Thier seine Klauen in die Seiten des armen Pferdes und verwundete es so gefährlich, daß man es auf dem Plage hollends tödten mußte.

Das Mädchen, wie durch die Vorsehung selbst beschützt, sah sich nach ihrem Retter um; aber sie erblickte ihn nur in weiter Ferne, sein Pferd zu der äußersten Eile antreibend. Demohngeachtet hatte sie genug von seinen Zügen gesehen, um einen Rahtore in ihm zu erkennen; denn diese Rajpootnischen Stämme haben immer wieder besondere Unterscheidungsmerkmale ihrer Abstammung oder der eigenen Verhältnisse, in welchen sie zu einander stehen. Indes fand sie doch nach einiger Zeit Gelegenheit, dem Jüngling seine schöne That zu vergelten.

Eines Morgens waren Vater und Tochter wieder ausgeritten, um sich an dem Vergnügen der Jagd nach gewohnter Weise zu ergötzen, und wieder gettennt, wie damals. Ein Eber, der aus dem Dickicht kam, ward sogleich von der kühnen Jägerin verfolgt. Das Thier war groß, stark und gereizt durch eine leichte Wunde, welche es durch einen Wurfspeer in die Schulter erhalten hatte. Die kühne Rajpootin näherte sich furchtlos dem Feinde. Dieser wendete sich sogleich, schlug seine Hauer in die Seite ihres Pferdes und zerfleischte ihm dieselbe, so daß die bloßen Rippen offen da lagen. Sie aber ergriff ihren Speer und durchstieß damit den Bauch des Ebers, daß das wilde Thier auf die Erde rollte und verschied. Dies war eine That, die selbst einem tapfern Manne Ehre gemacht haben würde. Kaum hatte sie sich von der Anstrengung einigermaßen erholt, so vernahm ihr Ohr in einiger Entfernung ein lautes Kampfgeschrei und sie bemerkte, als sie sich demselben zuwandte, einen einzelnen Reiter, welchen eine Schaar von Feinden umringte und zu überwältigen schien. Bei noch größerer Annäherung entdeckte sie, wie sie geahndet hatte, daß es eine Schaar von Räubern war, welche einen Rahtore-Hauptling angriff. Augenblicklich spornte sie ihr Pferd vorwärts und schoß einen Pfeil auf den vordersten Angreifer, traf ihn in den rechten Schenkel und stürzte ihn todt vom Rosse. Die Räuber entflohen, als sie wahrnahmen, daß Andere zur Rettung ihres ausersehenen Opfers herbeikamen. Als sie die Stelle erreichte, wo das Gefecht stattgefunden hatte, fand die schöne Reiterin den jungen Helden am Boden liegend, in seinem Blute sich wälzend und gefährlich verwundet. Er war niedergebunden worden durch einen Säbelhieb und seine weitklaffende Wunde gewährte einen schrecklichen Anblick. Die tapfere Rajpootin bemerkte augenblicklich, daß der verwundete Krieger, welcher bethnungslos vor ihr lag, derselbe Jüngling sey, der sie kürzlich aus den Klauen des Tigers gerettet hatte. Anstatt die Luft mit ihrem Geschrei zu erfüllen, nahm sie nur ruhig einen Streifen Tuch von dem Turban eines Trabanten, verband damit die Wunde fest, um das Blut zu stillen und befahl darauf, daß man den Rahtore in einen Palankin, welcher glücklicherweise zur Bequemlichkeit der Jagdgesellschaft unsern im Schatten eines Gehölzes ihrer wartete, bringe und in das Haus ihres Vaters trage. Obgleich seine Wunde gefährlich war, so war sie doch nicht tödtlich und die rüstige Jugendkraft des Jünglings gewann bald wieder den Sieg über den lähmenden Schmerz. Er schlug die Augen wieder auf und erkannte seine Reiterin als diejenige, deren jugendliches Leben sein tapferer Arm kürzlich gerettet hatte.

Wir wollen es dem Leser überlassen, zu bestimmen,

ob das schöne und tapfere Pärchen sich werth war. Er ahnet wohl schon im Voraus etwas, zumal da er die schöne Rajpootin in ihrem Brautschmuck erblickt. Zwar fand hier Schillers bedeutsames Wort: „Denn wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang“ nicht ganz seine Anwendung. Aber wir wollen hoffen, daß die schöne Rajpootin in den Armen ihres Retters und in der traulichen Stille ihres Hauses an etwas besserem Geschmack finden lernte, als an der Kunst Tigern die Köpfe zu spalten und Oberrn den Hirnkasten einzuschlagen.

Die Soldatenfrau.

Skizze aus dem Tagebuch eines Reisenden.

(Mit einer Composition von G. R. Tab. X.)

Es sind nun schon viele Jahre, seitdem das erste Bataillon des 17ten Regiments den Befehl erhielt, sich nach Indien einzuschiffen, und sich in dem Kasernenhofe zu Chatham versammelte, um noch einmal in Revue passirt zu werden.

Kaum tagte der Morgen, als schon die Trommel und die Pfeife durch alle Straßen der Stadt ertönten, und man sah von allen Seiten Soldaten herbeieilen, von denen jeder von irgend einem Freunde oder Bekannten begleitet war, — oder von einem Wesen, das größere Rechte auf sie hatte.

Das zweite Bataillon sollte in England bleiben und der größte Theil der Division war gegenwärtig, um ihren alten Kameraden und Woffengefährten ein Lebewohl zu sagen. Aber über die Verheiratheten lag noch tiefe Stille, denn die Loose waren noch nicht gezogen — die Loose, die entscheiden sollten, welche von den Frauen das Regiment begleiten und welche zurückbleiben sollten. Zehn Frauen von jeder Kompagnie sollten mitgenommen werden und der Zufall allein sollte entscheiden. Ohne auf etwas anderes zu achten, richtete ich meine Aufmerksamkeit namentlich auf die Kompagnie meines Freundes, des Kapitäns Loden, der gewiß eben so wenig wie ich jene Scene vergessen haben wird, von der ich jetzt spreche.

Die Frauen hatten sich um den Unteroffizier versammelt, der die Loose in seiner Mütze hielt — zehn derselben waren mit dem Worte „gehen“ und alle andere mit dem schrecklichen Worte „bleiben“ bezeichnet. Es war ein Augenblick der fürchterlichsten Ungewißheit, und nie habe ich die Seelenangst so treffend in den Zügen eines menschlichen Wesens abgemalt gesehen, als auf den Gesichtern der Soldatenfrauen, die um den Unteroffizier standen.

Eine näherte sich und zog ein Loos; es war gegen sie, und sie trat weinend in den Kreis zurück. Eine Andere,

sie war glücklich, und mit einem lauten Freudenrufe sprang sie davon, um ihren Gatten, der in den hintern Reihen stand, zu umarmen. Eine Dritte nahte sich jetzt mit zögernden Schritten; Thränen flossen schon über ihre blauen Wangen, und gaben ihren jugendlichen Zügen ein mehr als gewöhnliches Interesse. Sie steckte ihre kleine Hand in des Unteroffiziers Mütze, und die heftige Bewegung ihres Busentuches sagte mir mehr, als ihre Blicke verriethen. — Sie entfalterte den Zettel, warf einen Blick hinein, und mit einem tiefen Seufzer sank sie ohnmächtig zu Boden. — So überwiegend war eines jeden Einzelnen Angst, daß das arme Weib unbemerkt blieb, bis alle Loose gezogen waren und sich die übrigen Frauen entfernt hatten. Da sah ich hin, und bemerkte, daß ihr Gatte, auf den Knien liegend, sie in den Armen hielt und ihr mit einem groben Taschentuche die unaufhörlich rollenden Thränen von den Wangen trocknete.

Hauptmann Loden näherte sich ihnen. — „Es thut mir leid, Henry Jenkins,“ sagte er, „daß das Loos gegen Euch gefallen; aber faßt Muth und seyd ruhig.“

„Ich bin's, Hauptmann,“ sagte der Soldat, als er nach ihm hinauffah und sich mit der rauhen Hand über die Augen wischte; „aber es ist eine harte Sache von meinem Weibe sich zu trennen, von einem Weibe, das bald Mutter wird.“

„Ach, Hauptmann!“ schluchzte die junge Frau, „Ihr seyd Gatte und Vater, trennt uns doch nicht von einander! Ich habe nur einen Freund auf dieser Welt; o laßt mich mit ihm gehen! — Laßt mich mit ihm gehen, aus Barmherzigkeit!“ Sie fiel ihm zu Füßen, kammerte sich um seine Knie und rief in den herzzerreißendsten Tönen: „D nehm mich mit, um Gotteswillen!“

Der edle Hauptmann vergoß selbst Thränen — aber er fühlte, daß er dem armen Weibe ihre Bitte nicht erfüllen konnte, ohne Unzufriedenheit in seiner Kompagnie zu erwecken, er blickte also auf die Armen mit jenem Gefühle herab, womit gute Menschen immer die Leiden betrachten, die sie nicht lindern können. In diesem Augenblicke trat ein hübscher junger Mann aus dem Gliede, und blieb vor dem Hauptmann stehen mit der Hand an der Mütze.

(Siehe die Abbildung.)

„Was willst Du, mein guter Bursche?“ frug der Hauptmann.

„Ich heiße John Carty, Ew. Gnaden, und gehöre zu dem 2ten Bataillon.“

„Und was willst Du hier?“

„Ich meine nur, Ew. Gnaden,“ sagte er, verlegen an den Knöpfen seiner Uniform spielend, „daß jener Mann

und jene Frau traurig sind, weil sie sich trennen müssen.“

„Und was soll denn das?“

„Nun, Ew. Gnaden, man sagt ich sey kein übler Kerl, und ich weiß, daß ich zum Dienste tüchtig bin, — und wenn Ew. Gnaden erlauben wollten, daß jener arme Mann meinen Platz in Hauptmann's Bond Kompagnie einnähme und ich den Seinigen in Eurer, so meine ich, daß zwei Menschen glücklich würden und wie einem von ihnen das Leben retteten.“

Hauptmann Loden blieb einige Minuten nachdenkend stehend, befahl dem jungen Soldaten in sein Glied zurückzutreten und lenkte seine Schritte nach dem Hauptquartier. Er leitete den Austausch der beiden Soldaten ein und kehrte bald an den Ort zurück, wo er sie verlassen hatte.

„John Carty,“ sagte er, „ihr geht mit mir nach Indien, und ihr, Henry Jenkins, bleibt zu Hause mit eurem Weibe.“

„Ich danke, Ew. Gnaden,“ sagte Carty; berührte seine Nüße mit der Hand und ging weg.

Henry Jenkins und seine Gattin standen von dem Boden auf und sanken sich weinend in die Arme. „Gott segne Euch, Hauptmann!“ rief der Soldat, seine Gattin dichter an's Herz drückend. „O segne ihn, guter Gott!“ schluchzte das junge Weib: „segne ihn mit Ueberfluß und einem glücklichen Herzen! — segne seine Frau und Kinder;“ und sie sank abermals ohnmächtig zu Boden.

Der Hauptmann, eine Thräne im Auge zerdrückend und ausrufend: „Möget Ihr immer glücklich seyn; Ihr, mein guter Bursche, und Euer liebendes, treues Weib!“ ging zu seiner Kompagnie, während das glückliche Paar den guten John Carty aufsuchte.

* * *

Als am Ende des Jahres 1835 ein Paar Knaben die Schaafte, auf einer Halde der Grafschaft Somerset, weideten, wurde ihre Aufmerksamkeit durch das Herannahen eines Soldaten rege, der, wie es schien, nur mühsam seinen Weg fortsetzte, und sich endlich ermüdet neben einem alten Weizenzeiger niederließ. Die Knaben staunten ihn neugierig an und näherten sich ihm, als er ihnen winkte näher zu kommen. Der Soldat erkundigte sich nach dem Wege nach Eldenby, und der älteste Knabe, ein Bube von ungefähr zwölf Jahren, zeigte ihm den Fußpfad, und frag ihn, ob er nach irgend einem Hause im Dorf ging.

„Nein, mein lieber Kleiner;“ antwortet der Soldat, „aber es liegt an der großen Straße nach Frome, und

dort habe ich Freunde; aber, wahrhaftig, ich gestehe, ich bin recht müde und finde vielleicht in jedem Dorfe Jemand, der einen Soldaten freundlich aufnimmt und nur auf Gottes Lohn rechnet.“

„Lieber Freund,“ sagte der Knabe, „mein Vater war vor vielen Jahren auch Soldat, und er hat die Rothröcke gerne — kommt daher mit mir und ihr dürft eines freundlichen Willkommens gewiß seyn.“

„Und ihr könnt uns dann auf den Abend Geschichten von fremden Ländern erzählen,“ sagte schüchtern der kleinere Knabe, der aufmerksam des Soldaten Anzug von oben bis unten beschaut hatte.

Die Knaben gaben ihren klugen Hunden die nöthigen Verhaltensbefehle, und in wenigen Minuten erreichten der Soldat und seine kleinen Begleiter das Thor eines blühenden Pachtshofes. Der jüngere Knabe lief einige Schritte voraus, um seine Eltern zu benachrichtigen, daß sie einen Fremden eingeladen hatten, sich unter ihrem Dache auszuruhen. Der Soldat hatte kaum die Thürschwelle übertreten, als er mit einem Freudengeschrei von seinen alten Freunden Henry Jenkins und seiner Frau erkannt wurde. Wie ein Bruder wurde er von Denen empfangen, die, nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit, ihm ihre jetzt beneidenswerthe Lage verdankten.

Es ist unnöthig diese Erzählung noch weiter auszu dehnen; nur füge ich noch hinzu, daß Carty seine Urlaubszeit bei seinen Freunden zubrachte, die nach Verlauf derselben ihm seinen Abschied kauften. Er lebt jetzt in der Wohnung seiner glücklichen Freunde, und unter seiner Leitung und Sorge scheint ihnen alles doppelt zu gedeihen.

„Keine gute That bleibt unbelohnt!“

A. von Clermont.

Verschiedenes.

Im Café Valois zu Paris befand sich kürzlich ein Greis von 84 Jahren, der mit mehreren berühmten Männern früherer Zeit in näheren Verhältnissen gestanden hatte: er zeigte den Neugierigen zehn von Mirabeau unterzeichnete Billete von 1000 Fr., die niemals bezahlt worden waren. Ein Liebhaber kaufte ihm alle 10 Stücke für die mäßige Summe von 100 Fr. ab. Bald darauf trat er zwei davon an einen reichen Hamburger Kaufmann für 3500 Fr. ab, kann also über seinen abgeschlossenen Handel nicht klagen.

